

„Das Vergessenwollen verlängert das Exil, das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung.“ Diese jüdische Weisheit, mit der die Yad-Vaschem-Gedenkstätte in Jerusalem ihre Besucher empfängt, könnte auch als Motto über dem Lebensbericht von Alex Hochhäuser *„Zufällig überlebt – Als deutscher Jude in der Slowakei“* – veröffentlicht als Band 5 der Reihe *„Dokumente, Texte, Materialien“* des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin – stehen, der fast fünfzig Jahre nach Kriegsende die Bereitschaft aufbringt, sich zu erinnern, um als Überlebender des Holocaust Zeugnis abzulegen.

Bei der Person des Autors handelt es sich um einen deutschen Juden aus Breslau, der seine Kontakte als Sportler im jüdischen Makkabi-Verein zum Anlaß nahm, 1933 in die Tschechoslowakei zu emigrieren, um dem Radau-Antisemitismus zu entkommen. Seine Emigration sollte – entgegen seinen eigenen ursprünglichen Vorstellungen – viele Jahre dauern, bis zum Ende des Krieges; ein Aufenthalt stets nur mit zeitlich befristeter Genehmigung, der Angst vor Abschiebung oder mit falschen Papieren.

Ab 1938 erlebte er dann all jene schikanösen Maßnahmen, die der kommende Slowakische Staat für seine jüdischen Bürger bereithielt, und die Verzweiflung der Betroffenen. Gleichzeitig jedoch wird auch deutlich, daß seine Herkunft aus dem Reich seine Integration nicht nur in die slowakische Umgebung, sondern auch in die jüdische Gemeinschaft verhinderte: Die slowakischen Juden, die ihn als Sportlehrer beschäftigten, solange es noch Leben in den jüdischen Gemeinden gab, mißtrauten ihm oft genug auch als einem „Deutschen“.

Dennoch war es seine Tätigkeit als Sportlehrer in den jüdischen Sportvereinen, die ihm die begehrten Ausnahmepapiere, die sogenannten „výnimka“, einbrachte. Sie bewahrte ihn jedoch nicht davor, Zwangsarbeit als ‚Ersatz‘ für den den Juden nicht gestatteten Frontdienst leisten zu müssen. Auch später zeigte sich die geringe Bedeutung der ‚výnimka‘, auf deren angebliche Schutzfunktion viele Verteidiger des Slowakischen Staates und seines Präsidenten immer wieder hingewiesen haben: Einweisungen in slowakische Konzentrationslager und später auch Deportationen trotz Ausnahmepapieren waren keine Seltenheit.

Hochhäusers Bericht zeichnet sich durch den ihm eigenen Willen zum Durchhalten, zum Überleben, solange es noch möglich ist, auch zur Gegenwehr aus: Wann immer es machbar war, bemühte er sich um Erleichterungen für seine Leidensgenossen und um den Abbau antisemitischer Vorurteile. Nachdem er jedoch von der Deportation seiner Mutter und seiner Schwester mit ihren Kindern erfahren hatte,

verließ ihn sein Lebensmut. In seiner Verzweiflung ließ er sich nun sogar bei der Judenzentrale, die mit der slowakischen Regierung und der Hlinka-Garde zusammenarbeiten mußte, registrieren, obwohl er wußte, daß deren Listen die Grundlage für die Verhaftungen und Inhaftierungen in slowakischen Konzentrationslagern (und für die Deportationen) waren.

An dieser Stelle gewährt uns der Autor auch Einblicke in innerjüdische Angelegenheiten. Er spricht davon, daß es zwei Klassen von Juden gegeben habe: Die ‚Arbeiter‘ bzw. ‚Sklaven‘ und die ‚Funktionäre‘ der Judenzentrale, die aus Angst vor Repressalien für die ganzen Gemeinde, aber auch um ihr eigenes Leben zu retten, mit dem Regime zusammengearbeitet hätten. Darüber hinaus sagt er einiges über die psychische Situation der verfolgten Menschen, die unter der antisemitischen Hetze und den feindseligen Maßnahmen so sehr litten, daß sie die Inhaftierung im KZ Žilina fast als Erleichterung empfunden hätten. Ihre totale Vernachlässigung in den Lagern habe dann zu Apathie und Resignation geführt, so daß sie sich zumeist ohne Gegenwehr haben deportieren lassen.

Aber Hochhäuser beschreibt auch seine nichtjüdische Umwelt. Er charakterisiert die Slowaken als „erstklassige Mitläufer, später Davonläufer“ (S. 64), die vieles, was geschah, nicht gerne sahen, sich jedoch nicht wehrten. Warme Worte findet er für die Menschen, die ihm immer wieder geholfen haben: Für die Hausmeisterin seines Wohnhauses, den Polizisten, der ihn verhaftet hatte und doch wieder laufen ließ, seinen Nachbarn, einen Offizier der slowakischen Armee, aber auch für den volksdeutschen Bäcker, einen Altkommunisten und Arisator einer jüdischen Bäckerei, der ihn immer wieder mit Brot versorgt hat. Grundsätzlich jedoch hat er ein sehr schlechtes Bild von den Deutschen in der Slowakei. Die Volksdeutschen seien „nazistischer als die Nazis im ‚Großdeutschen Reich‘“ (S. 58) gewesen, im Konzentrationslager Žilina führten Deutsche die brutale Oberaufsicht mit Gardisten als Helfershelfern.

Der schon erwähnten Registrierung bei der Judenzentrale folgte dann auch die tatsächliche Einweisung in das Konzentrationslager Žilina. Aber gerade hier kehrte Hochhäusers Überlebenswille zurück: Er schaffte es, dem Stammpersonal zugeteilt zu werden und später – kurz vor der Auflösung des Lagers – zu fliehen. Auf diese Weise entkam er den Deportationen, deren traurige Realität er lange hatte mit ansehen müssen.

Was danach kam, war das Leben in der Illegalität mit seinen vielfältigen Gefahren, Problemen und der persönlichen Isolation, 1944 der Anschluß an die Partisanen während des Aufstandes und danach das endlos erscheinende Ausharren bis zum Ende des Krieges, zunächst eingegraben in der verschneiten Tatra, später wieder in Žilina – nur 100 Meter von der Gestapo entfernt und mit ungarischen Offizieren als Nachbarn, also im Rachen des Löwen.

Hochhäusers Bericht ist darüber hinaus auch die Geschichte eines Mannes, der nach Kriegsende mit seinen Erfahrungen, seiner Trauer um die Toten, seinen Schuldgefühlen, nicht deportiert worden zu sein, und der unfaßbaren Erkenntnis leben muß, daß „die Henker ... Menschen (waren) wie du und ich“, die „einfach ihrer ‚Arbeit‘ nachgegangen“ (S. 169) waren.

Dazu kam noch die Suche nach einer neuen Heimat. In Deutschland wollte er nicht bleiben, sein Antrag auf Einbürgerung als ‚Displaced Person‘ in die USA wurde

zunächst mit der Begründung abgelehnt, die Makkabi-Vereine seien „faschistische“ Organisationen, später mit dem Verdacht, er sei „Kommunist“, da er viele Jahre in der Tschechoslowakei gelebt habe. Auch seine Emigration nach Kanada dauerte nur wenige Jahre, dann kehrte er nach Deutschland zurück, da er sich nicht akklimatisieren konnte. So bleibt die Heimatlosigkeit die Tragik seines Lebens, denn in Breslau wurde er als Jude beschimpft und von den Polen als Deutscher gemieden, in der Bundesrepublik, weil er aus Breslau kam. In Prag war er der Deutsche und in Israel ein „Jecke“. Deshalb beschließt er seinen Bericht mit der Einschätzung, daß für jemanden wie ihn Heimat wohl Illusion sei.

Hochhäusers Verdienst ist es, daß sein Bericht, der auf seinen persönlichen Aufzeichnungen aus den Jahren 1942 bis 1945 beruht, die Schilderung des Leidensweges der slowakischen Juden im allgemeinen mit seinem persönlichen Schicksal verbindet. Er zeigt, wie er als einzelner mit viel Überlebenswillen, Mut und Unverfrorenheit sich durchzuschlagen vermochte, wie aber die Mehrheit der slowakischen Juden den Weg in die Gaskammern gehen mußte. So gelingt es ihm, sein Publikum anzusprechen – mehr als diese großen Zahlen über Holocaustopfer vermögen, die die Vorstellungskraft übersteigen.

An manchen Stellen jedoch hätte der Bericht durch einen zusätzlichen Kommentar seitens des Herausgebers gewonnen. Hochhäuser, der sich selbst als „unpolitisch“ (S.7) beschreibt, verkürzt manchmal die historischen Zusammenhänge, was seiner persönlichen Perspektive zuzuschreiben ist, zum Beispiel im Zusammenhang mit den slowakischen Autonomieforderungen (S.19), bei seinen Aussagen über die Karpato-Ukraine („wo natürlich nur tschechisch und ungarisch gesprochen wurde“, S.19), im Zusammenhang mit der Abschiebung in die südslowakischen Gebiete (S.27ff.) und der Abtretung dieses Territoriums an Ungarn oder bei der Erwähnung der Anwesenheit von deutschen Truppen 1939 in Žilina (S.41), was dem Bemühen der deutschen Wehrmacht um die Errichtung einer Schutzzone in der Westslowakei zuzuschreiben wäre u. a. m.

Ebenfalls Sache des Herausgebers wäre es gewesen, für die richtige Schreibung slowakischer Worte zu sorgen. So fehlen – außer bei Ortsnamen – häufig die diakritischen Zeichen, oder er verwendet die tschechische statt der slowakischen Schreibweise (z. B. „ulice“ statt „ulica“ S. 145 und S. 147).

Trotz des wünschenswerten, aber fehlenden Kommentars ist es ein interessanter, persönlicher Bericht eines Zeitzeugen, dem auch ein slowakisches Publikum, das sich mit diesem Teil seiner Vergangenheit oft schwer tut, zu wünschen wäre.